

Kleriker in feministischer Zeit

■ PETER PAUL KASPAR

Wenn es nicht lächerlich klänge, würde ich behaupten, ein Feminist zu sein. Oder sachlich formuliert: Ich halte den Feminismus für eine höchst berechtigte Bewegung, die unsere männerbündische Welt „menschlicher“ machen kann und soll. In meinen Berufssparten als Musiker, Autor und Lehrer erlebe ich Frauen und Männer zunehmend als gleichwertig und gleichberechtigt. Doch in meiner eigentlich vorrangigen Berufswelt als katholischer Priester lebe ich in einer hermetisch abgeschlossenen vorgestrigen Welt: ausschließlich Männer, geradezu „geschlechtslos“ – wenigstens in der fiktionalen Parallelwelt des katholischen Klerus. Im männerbündischen Gehaben der Priester drückt sich das vielfältig aus: in bodenlanger und bis zum Hals geschlossener Kleidung, in betulicher Körper- und salbungsvoller Verbalsprache, in der hierarchischen Herrschaftsform einer Sakraldiktatur, in den weltabgewandten Regeln der männlich-zölibatären Priesterschaft – einschließlich der notorischen Regelverletzungen in heimlicher Homophilie und doppelt verpönte Pädophilie.

Die hierarchische Toleranz gegenüber eheähnlichen Priesterpartnerschaften wirkt hierorts geradezu progressiv und sympathisch. Schließlich würde die Entlassung aller in sexuellen Beziehungen lebenden Kleriker die ohnehin zunehmend prekär dahinsiechende Seelsorge endgültig zusammenbrechen lassen. Drastisch formuliert: Ich lebe derzeit als alternder Kleriker in einer dem Untergang geweihten männerbündischen Religionsklave. Das gilt vor allem für die kulturell ähnlich geprägten Länder Europas und Nordamerikas. Anders ist es in jenen Ländern, in denen der Eintritt ins Presbyterium mit höherer Bildung, sozial gehobenem Ansehen und gesichertem Unterhalt verbunden ist. Dort sind auch Hoffungsgebiete der gegenwärtigen Kirche. Doch die bei uns ökonomisch und kulturell

verbürgerlichte Kirche lässt eher an die altersgebeugten Insassen einer Seniorenresidenz denken. Dagegen wirkt der Papst aus Lateinamerika trotz hohen Alters vitaler und erneuerungsfreudiger als die kultur- und besitzgesättigten Bischofskonferenzen in Europa und Nordamerika.

Franziskus lässt eine Strategie erkennen, die mit den dringlichsten, weil fast alle Mitglieder der Kirche betreffenden Ehe- und Familienproblemen beginnt: Ehescheidung, Empfängnisverhütung, Homosexualität. Die im Herbst stattfindende Bischofssynode wird solcherart zur Stunde der Wahrheit. Dass Franziskus angesichts des Priestermangels auch den Zölibat zur Diskussion stellt, lässt Realismus erkennen. Dass er jedoch die Frauenordination nicht in Betracht zieht, ebenso: Denn eine weibliche Priesterschaft würde wohl konservative Kreise zum Schisma provozieren. Und das ist das Schlimmste, das einem Papst bei Reformen passieren kann. Immerhin haben die beiden letzten Konzilien genau das bewirkt: nach dem Ersten Vatikanum mit den Altkatholischen und nach dem Zweiten mit den Anhängern des Erzbischofs Lefebvre. Die Strategie des Papstes ist von hoher Klugheit: Er dekretiert nicht von oben, sondern ermunter die Bischöfe zu eigener Initiative. Denn nur so kann sich eine streng hierarchische Papstkirche in eine geschwisterliche Kirche verwandeln.

Doch die Bischöfe verharren in präventivem Gehorsam und verkennen, dass sie Franziskus ermuntert, selbst tätig zu werden. Die Frauen werden wieder einmal warten müssen. Ich werde mir also vermutlich meinen solidarischen Geheimfeminismus abschminken müssen und die aus guten Gründen drängenden Frauen zu einer Tugend ermuntern, die mir selbst in hohem Maße schwer fällt: zu Langmut und Geduld. ■